

Kaiserstuhl, die kleinste schweizerische Brückenstadt

Autor(en): **Wyss, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 39

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kaiserstuhl, die kleinste schweizerische Brückenstadt

Kulturgeographische Streiflichter auf eine aargauische Miniaturstadt von Fritz Wyß

In der nordöstlichen, aargauischen Dreiländerecke, den äußern Ämtern der ehemaligen Grafschaft Baden, speziell dem vulgär benannten „Staudenamt“ (angeblich nach der dort häufigsten Gehölzart, der Staupe = „d'Stuude“), also da, wo der Freistaat Baden und der Kanton Zürich an den Aargau herantreten, liegt die kleinste aargauische Stadt: Kaiserstuhl. Es ist eine Zwergstadt, eine Miniaturstadt par excellence. Wohl sind auch Rue bei Lausanne, Greifensee und Regensberg im Zürcherland, unser wunderschönes Erlach, Leuf (Wallis), Neufirch (Schaffhausen), Mellingen und Klingnau im Aargau, Wiedlisbach (Bern), unter andern Zwergstädte. Aber Kaiserstuhl ist so eigenartig in Lage und Grundriß, daß man es einem größeren Leserkreise wieder einmal vorstellen muß, obschon dies durch G. M. Müller in der Zeitschrift „Die Garbe“ im 16. Jahrgang (1932/33), auch geschehen ist. In der schon an die zwei Jahrzehnte vergriffenen Schriftenreihe „Alte Nester“, aus dem Verlag Orell Füßli (Zürich), hat Kaiserstuhl durch den bekannten Städtekenner Gottl. Binder (Kilchberg b. Zsch.), eine gedrängte, volkstümliche Darstellung erhalten. Eine erste monographisch-geschichtliche Bearbeitung entstand in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts von einem seiner Söhne, Alois Wind, gew. Pfarrer in Jona (Freiamt). Sein „Kaiserstuhl in Bild und Geschichte“ erschien 1894 in Einsiedeln. In streng forschender Art, klarer Darstellung, illustrativ bis ins Einzelne gehend, ist es sodann von Walter Merz, dem Altmeister aargauischer Geschichts- und Rechtsquellenforschung, beschrieben worden in dessen einzigartigem Standardwerk „Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau“ (Aarau, 3 Bände, 1. Bd. (1904), 2. Bd. (1906), 3. Bd. (1929). Damit ist kein Schrifttum noch nicht erschöpft, aber in seinen wichtigsten Erscheinungen doch genannt, wenn schließlich der 13. Band (Kanton Aargau) des vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein herausgegebenen Werkes (Zürich, 1924) „Das Bürgerhaus in der Schweiz“ noch erwähnt wird. Anno 1937 hat R. Schib in der Festschrift für F. E. Welti (Aarau, bei Sauerländer & Co.) „Zur ältesten Geschichte Kaiserstuhls“ eine wichtige Studie beigeuert.

Sein Name Kaiserstuhl wird in unserem Lande auch noch auf eine unterwaldnerische Station an der Brünigbahn bei Lungern angewendet. Die Landschaft, worein unser Zwergstädtchen hineingestellt wurde, ist nach ihrer Naturgeschichte und der Herausbildung ihrer Formen schon mehr als ein Vierteljahrhundert gründlich erforscht und kartographisch dargestellt worden. Jurassische Kalke und sogenannte Niederterrassenschotter sind das Naturfundament Kaiserstuhls. Als ein ausgezeichnetes Beispiel, ein wahres Schulerempel einer Hangsiedlung, fügt es sich in seine ausgeprochene Terrassenlandschaft. Seine typische Hanglage läßt sich — mit Ausnahme einer Annäherung auf den Zufahrtsstraßen von Weiach oder Ffisibach — sofort und eindrucksvoll erkennen. Auch jede Fliegeraufnahme bringt sie trefflich zum Ausdruck. Fluß- oder hangwärts hat sich die Siedlung ausgedehnt. Ihre Platzierung an die römische, von Windisch (Windonissa) über Hohenthengen (Tenedo) nach Schaffhausen und dem Hegau führende Militärstraße hat hartnäckig an seinen römischen Ursprung glauben lassen. Noch unmittelbar vor der letzten Jahrhundertwende beschrieb der schon genannte Historiker Alois Wind sein marantestes äußeres Wahrzeichen (Siedlungssymbol) als Römertum. Altmeister W. Merz blieb es vorbehalten, im Jahre 1904 diesen Irrtum endgültig zu korrigieren: in Kaiserstuhls Antlitz ist kein römisches Zug zu erkennen. Das Städtchen entstand nach Hektor Ammann an einer charakteristischen engen Flußstelle, vollständig an den Steilhang angeschmiegt und zwar im Anschluß an eine Burg. Die

unter ihrem Schutz entstandene Brückensiedlung besitzt annähernd einen dreieckförmigen Grundriß. Wie es um die Mitte des 16. Jahrhunderts — mithin mehr als zweieinhalb Jahrhunderte nach seiner erstmaligen Stadterwähnung — in seinen wichtigsten Zügen aussah, zeigt uns zuverlässig, aber etwas roh der Zürcher Chronist Johannes Stumpf: Sechs Türme — drei in den Ecken und ebenso viele dazwischen — fügten sich in seine Ringmauer, die durch den schon erwähnten dreieckigen Grundriß in drei fast gleich lange Abschnitte, wovon bis heute noch ein Stück erhalten geblieben ist, zerlegt wurde. Als Siebenter gesellte sich innerhalb des Dreiecks derjenige der Kirche zu ihnen. Ihrer vier trugen als hölzernen Anbau ein sogenanntes vortragendes Geschoß.

Erwähnenswert, weil abweichend von den andern aargauischen Schwesterstädten, war, daß keiner der sechs Mauertürme ein Tor besaß. Die vier Tore (zwei kleine unten, parallel zum Rhein und zwei große oben und unten) lagen daneben. Das linksufrige, auf die Brücke führende, befand sich in einem Torhaus. Noch birgt der Grundriß neben seinen an die West- und Ostmauer gebauten Häusern und seiner auch gegenwärtig recht stattlichen Rheinfront zwei größere überbaute Plätze.

Kaiserstuhls engerer mittelalterlicher Lebensraum war nach der Siedlungslage günstig. Seine ursprüngliche, aus dem Jahre 1294 dokumentierte Brücke aus Holz erbaut und teilweise gedeckt, führte zum rechtsrheinischen Brückenkopf, dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts infolge der Grenzziehung leider abgeschürften Schloß Röteln oder Rotwasserstelz. Unserer Stadtsiedlung landwirtschaftliches Hinterland war von jeher gering bemessen, ein fühlbarer Nachteil einst und jetzt. Die zweifellos von allen aargauischen und badischen Städten am leichtesten zu Wasser und zu Lande erreichenden Zurzacher Messen gehören zu den wichtigen Ereignissen für sein mittelalterliches Wirtschaftsleben. Kaiserstuhl barg seine Leinenweber, seine Schuhmachernechte, die mit denen von Schaffhausen, Dieffenhofen, Winterthur, Zürich und Eglisau in den Angelegenheiten ihres Gewerbes verhandelten. Ständige Einnahmen flossen Kaiserstuhl aus dem Brückenzoll zu. 1769 erhielt es eine neue hölzerne Brücke, die dreißig Jahre später von den Franzosen verbrannt wurde. 1823 entstand eine neue feste, gedeckte Brücke, die auf vier hölzernen und zwei steinernen Jochen ruhte und 96 Meter lang war. Um 40 000 neue Franken wurde sie von Zimmermeister Baltenschwiler in Laufenburg erbaut. In neun Zehntel der Kosten teilten sich die Gemeinden Kaiserstuhl und Ffisibach, den Rest übernahm der Kanton Aargau. Noch bestand bis 1848 der Brückenzoll. Die aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts stammende Brücke wurde in dessen letzten — am 12./13. Juni 1876 — durch den hochgehenden Rheinstrom arg bedrängt und hierauf notdürftig repariert. Ein Neubau wurde Ende der 80er Jahre unabwendbar und schließlich 1890 zur Tatsache. Erbauerin war die Maschinenfabrik Stapfer & Co. in Bern. Die Kosten beliefen sich auf über 100 000 Franken, wozu das damalige Großherzogtum Baden fast den vierten Teil beisteuerte. Diese in der Gegenwart immer noch gleiche Brücke ist, verglichen mit ihrer Vorgängerin, 9 Meter kürzer.

Doch noch einen Augenblick zurück ins mittelalterliche Kaiserstuhl. Trotzdem es unter allen aargauischen Schwestern seinen alten Charakter so ziemlich am besten bewahrt hat, ist ihm dennoch mancher auf den alten Stadtprospekten auftretende Zug verloren gegangen. Eine Hauptursache seines Antlitzwandels dürfte in dem großen Brande von 1861 liegen, als 11 Häuser an der hintern Gasse, worunter auch das Schulhaus, verbrannten. Über seinen mittelalterlichen Bevölkerungsstand zahlen-

mäßige Angaben zu machen, ist infolge Fehlens von Steuerbüchern unmöglich. Er muß aber nach dem kompetenten Urteil Hektor Ammanns stets ganz klein gewesen sein. Diese Annahme wird durch die Erscheinung, daß die Siedlung wie selten eine, auf ihrem äußeren Stande geblieben ist, gestützt. Kaiserstuhl zählte 1839/40 395, anno 1888 363, 1900 368, 1910 357, 1920 374, 1930 349 Einwohner und dürfte gegenwärtig kaum die Höhe der Zahl vor einem Jahrhundert (1839) wieder erlangt haben. Es ist die Miniaturstadt par excellence, womit — wie schon erwähnt — nur Rüe, Greifensee und etwa Regensberg in entsprechenden Vergleich gezogen werden dürfen. Daß in einer Januarnacht 1920, anlässlich eines Föhnsturmes, der ursprünglich ganz an der östlichen Ringmauer liegende sogenannte Escherhof (das Stammhaus der Familie Escher von Zürich) verbrannte und ungenügend restauriert wurde, ist bedauerlich.

Kaiserstuhl hat seine kirchliche Stellung stets gut gewahrt, ist aber, trotz seiner Zugehörigkeit zum nahen Bistum Konstanz, nie durch diese Direktiven beeinflusst worden, wie beispielsweise seine Nachbarin Klingnau. Heute gehört es als aargauische, katholische Kirchgemeinde zur Diözese Basel (mit Bistumsitz Solothurn). Seine Schule ist aus einer geistlichen Pfründe hervorgegangen.

Trotz seines Anschlusses an die Eisenbahn im Jahre 1876, ist es auch im gegenwärtigen Jahrhundert in seinen Schulverhältnissen ein Unikum geblieben. Als sogenannte Gemeindegemeinschaft besitzt es nur eine Gesamtschule (ein Lehrer für 8 Schuljahre), wozu noch eine Bezirksschule mit zwei Hauptlehrern tritt. Die Schülerschaft der letzteren hat interkantonalen, ja in Friedens-

zeiten sogar internationalen Charakter (Schüler aus den Kantonen Aargau und Zürich, und Deutschland).

Auf die Frage, welcher der beiden Umstände, der geographische oder der wirtschaftliche, bei Kaiserstuhls Entstehung und Entwicklung stärker wirksam gewesen sei, muß gesagt werden: der politische. Beide waren aber durch all die Jahrhunderte und — wie statistisch dargetan wurde — auch im letzten nicht im Stande, die Siedlung aus dem Stadium oder Rang einer Zwergstadt hinauszubringen, was ihr aber in ihrer Physiognomie zugute kam. Im Verhältnis zur stets sehr bescheidenen Bevölkerungszahl, seinen äußerlich ungünstigen Beziehungen zu wichtigen schweizerischen oder ausländischen Kulturzentren (als wichtigste kamen wohl von jeher das Kloster St. Blasien und die Stadt Freiburg i. B. in Betracht) ist auffallend, daß eine Reihe von Persönlichkeiten außergewöhnlichen Formates, ja sogar teilweise überragender Bedeutung aus ihm hervorgegangen sind, so mehrere noch dort geborene Vertreter der Dynastie Escher, wie z. B. Heinrich und Johannes Escher, der Söldnerhauptmann Hans Kalkschmid, der Feldmarschall Johann Jakob von Mayenfisch (1726—1802), der Bildhauer Franz Ludwig Wind (1719—1789), ein Vorfahre des genannten Historikers und Pfarrherrn, der unter anderem die Statue von Nepomuk und die Kanzel in der Kirche schuf, sowie Chorherr Johann Baptist von Mayenfisch, der jüngere, später zur militärischen Karriere übergetretene Sohn des Feldmarschalls.

Erfreulich ist, wie im letzten Jahrzehnt der Schweizerische Heimatschutzbund sich erfolgreich für die Restauration wertvoller alter Häuser eingesetzt hat.

Der Staldenbauer

(Eine Geschichte zum Eidgenössischen Betsag)

Oben am Stalden gegen den Gemeindewald hin, hat der Bauer Hansjepli Rupper sein Anwesen, weswegen er im Dorfe der „Staldenbauer“ genannt wird. Da es dem Hansjepli und den Seinen bisher stets recht ordentlich ergangen war, sogar trotz allen Krisenzeiten, so hatte er auch keinen Grund gehabt zu knurren und zu jammern.

Da nun überdies der Staldenbauer mit den Seinen am Sonntag in der Kirche öfters zu sehen war, so fiel es dem Pfarrer nicht schwer, die sichtlich guten Erfolge des Hansjepli als Landwirt, mit der Gottergebenheit, die er im Wesen des Bauern zu erkennen vermeinte, in Beziehung zu bringen. Er hatte denn auch schon öfters in seiner Predigt durchblicken lassen, wer gemeint sein könne, wenn er sagte, daß einer, der dem Himmel gegenüber noch wahre Dankbarkeit kenne und das Beten noch nicht verlernt habe, wohl auch sicherer auf Segen rechnen dürfe, als einer, der meine, er allein sei die Quelle des Guten in seinem Heim und Haus.

Ganz nach dieser Ansicht schien sich Hansjepli zu verhalten. Hansjepli war von jeher an die Arbeit gewohnt gewesen und dachte sich dabei: Wenn man mit Beten seine Sache noch fördern kann, so wäre man doch dumm, wenn man dies nicht täte, zumal das Beten keinen Schweiß koste. So wurden denn an seinem Tisch und in seinen Stuben fleißig die Hände gefaltet, und überdies tat er im Stalle und auf dem Felde manchen guten Betspruch, von dem er wohl erhoffen durfte, daß er nicht vergeblich gesprochen sei; denn warum soll man denn nicht auch beten können; Lieber Herrgott, mach' doch, daß der Blust nicht dem Frost zum Raube wird, daß meine Saat nicht erfriert, daß die Kartoffeln recht groß werden, mein Vieh gesund bleibt — und dergleichen mehr.

So war es bis zum Sommer des letzten Jahres mit Hansjepli gewesen. Dann war jedoch etwas geschehen, das ihn aus

seinen bisherigen Geleisen gänzlich herausgebracht und selbst sein „frommes Beten“ erschüttert hatte. Nach einem schwülheißen Montagnachmittag war ein gewaltiges Wetter losgebrochen und die Wasser eines schweren Wolkenbruches hatten den in der Nähe seines Gutes sonst ganz friedlich vorbeischießenden Staldenbach so sehr mit Fluten, Erde, Sand und Schutt angefüllt, daß dieser tobend über die Ufer getreten und wie ein toller Stier losgebrochen war, um auf Hansjeplis schön gepflegten, Segen versprechenden Feldern wüstes Unheil anzurichten. Aber nicht genug daran! Kaum, daß er mit Aufwendung aller Kräfte und Hilfskräfte die zerstörten Felder und Äcker mühsam wieder hergestellt und trotz der vorgerückten Jahreszeit noch einmal alles angefaßt hatte, in der Hoffnung, daß bei fleißigem Gebet das meiste wohl noch eingeholt werden könne — da hatte ihm der Staldenbach zu Ende des Juli, nach einem abermaligen heftigen Gewitter, noch einmal und fast an derselben Stelle die Äcker verwüßt und die sprossende Saat weggespült.

Begreiflich, daß den Staldenbauer eine fast verzweifelte Stimmung überkam. So also waren nun in diesem Jahre seine Gebete um Segen und reichliche Frucht in Erfüllung gegangen! Stand es so gut mit seinem Beten und Bitten? Ja, dann konnte er allerdings in Zukunft darauf verzichten! Und wirklich zeigte es sich, daß — wie der Staldenbach seine Saaten — das große Mißgeschick über Nacht in Hansjepli die gläubigen Gedanken und Gefühle weggespült hatten.

„Von nun an kann an meinem Tisch das Beten unterbleiben“, knurrte er am Morgen nach diesem zweiten Unglück, „ich will in meinem Hause nichts mehr davon wissen.“

Hansjeplis Frau erschrak bei diesem verzweifelten Zornesausbruch ihres Mannes sehr, und die Kinder und das Gesinde fuhren zusammen, als ob ein Blitz mitten in den Frühfrühtisch